

Jörg von Barga · Die Gutachter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-177-1

Copyright © 2014 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

www.principal.de

Umschlagfoto: © thorabeti-Fotolia.com

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Jörg von Bargaen

Die Gutachter

Kriminalroman



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor:

Der promovierte Diplom-Kaufmann JÖRG VON BARGEN studierte in Hamburg Betriebswirtschaft und Soziologie. Als Cuxhavener, der mehrere Jahre in Bremerhaven zur Schule gegangen ist und dort gelebt hat, verbinden ihn Elbe und Weser gleichermaßen. Schließlich münden beide in die Nordsee. Zuletzt arbeitete er als Pressesprecher einer Konzernholding, bevor er sich als Unternehmensberater selbstständig machte. Heute lebt er mit seiner Familie in Buchholz in der Nordheide.

PROLOG

Hamburg in den späten Vierzigerjahren

Die drei Jugendlichen schlenderten gemächlich nebeneinander her und näherten sich wie zufällig den zerstörten Häuserblöcken am Ende der Straße. Gelegentlich blickten sie sich um, doch niemand interessierte sich für ihr Tun an diesem frühen Nachmittag. Offensichtlich hatten sie ihr Ziel erreicht. Diesen Bereich des Wohnviertels hatten die Wiederaufbaumaßnahmen trotz Währungsreform noch nicht erreicht. Zu mächtig waren die Zerstörungen in der Hansestadt. Vor einer der deprimierenden Ruinen blieben sie stehen. Das ehemalige Siedlungshaus war nur noch ein Schatten seiner selbst. Trotzdem hatte es die letzten Jahre einigermaßen überstanden und würde bald eingerüstet und wieder aufgebaut werden.

Nochmals linste das Trio vorsichtig in alle Richtungen, darauf bedacht, nicht beobachtet zu werden. Nichts rührte sich. Im Gänsemarsch betraten sie das Gebäude. Sie verspürten wenig Lust, bei dem, was sie vorhatten, erwischt zu werden. Das gäbe ein Höllenspektakel mit den Erwachsenen.

Das Mädchen und die beiden Jungen kannten sich aus. Zielsicher stiegen sie die Treppenstufen in den weitgehend unzerstörten Keller hinunter. Sie wandten sich nach rechts. Der Hinweis an der Wand auf einen Luftschutzraum war mittlerweile bedeutungslos geworden. Am Ende des Kellerflurs öffneten sie einen wackeligen Verschluss und traten ein. Es roch miefig nach Fäulnis und Feuchtigkeit. Das Mädchen mochte sechzehn, siebzehn Jahre alt sein. Die beiden Jungen waren vermutlich ein, zwei Jahre jünger. Einer von ihnen zog eine Flasche Alkohol unterm Hemd hervor. Er drehte den Verschluss auf, nahm einen kräftigen Schluck und reichte die Flasche weiter. Ihren verzogenen Gesichtern war anzusehen, dass es ihnen nicht wirklich schmeckte. Warmer Korn gehörte nicht gerade zu den kulinarischen Ereignissen im Leben junger Menschen. Aber es war verbotener Alkohol. Folglich musste man davon trinken, selbst wenn es einen schüttelte. Das galt vor allem für die Jungen. Sie hatten sich zu beweisen. Ab dem dritten Schluck schmeckte es besser. Die Wirkung des Getränks ließ nicht lange auf sich warten. Der kleinere

der beiden Jugendlichen gab als Erster auf. Mit unsicheren Schritten verließ er den Kellerraum und wankte zur Treppe. Er wollte nur noch an die frische Luft.

Das Mädchen starrte ihm hinterher. »Was ist denn mit deinem Kumpel los?«, fragte sie genervt.

»Keine Ahnung, er verträgt wohl nichts.«

Sie trat dicht an ihn heran. Offensichtlich hatte sie anderes im Sinn, als sich zu betrinken. »Und was ist mit dir? Traust du dich?«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Das Pärchen trennte sich später auf der Straße. Sie würden sich wieder treffen, fühlten sich gut, waren lebenshungrig.

Eine Horde Kinder stürmte die Straße hoch. Ihr Ziel war der weitgehend zerstörte Hochbunker am Anfang des Ruinenfeldes, das das Material für manchen Neubau gesichert hatte, als die Trümmerfrauen damit begannen, die ersten Häuser hochzuziehen. Sie gedachten, sich mit Kindern der Nachbarstraße zu treffen, obwohl es ihre Eltern strikt verboten hatten, sich dort aufzuhalten. Betonbrocken ragten in die Höhe. Stahlskelette hingen daran herunter, hatten sich zum Teil von der Last der Zementmäntel gelöst und rotteten vor sich hin. Überall auf dem Gelände lauerten sichtbare und vor allem unsichtbare Fallstricke auf sie, die sehr gefährlich zu werden drohten, achtete man nicht darauf, wo man hintrat. Der Jugend fehlte das Gespür dafür. Krieg spielen war angesagt. Straßenzug gegen Straßenzug.

Bei ihrer Spielerei ging es gehörig zur Sache. Die Gruppe war ein gefährliches Medium. Die Rädelsführer waren zwischen 16 und 18 Jahre alt, ihre Gefolgsleute einige Jahre jünger. Selbstverständlich trugen sie selbst gebastelte Waffen mit sich.

An diesem Tag war alles anders. Die beiden Gruppierungen der miteinander konkurrierenden Straßen würden nicht aufeinander losgehen. Still standen sie vor einem hoch aufragenden Betonpfeiler, von dem aus man einen guten Blick in die Umgebung hatte. An dessen Fuß lag die Leiche eines jungen, etwa zwölf-, dreizehnjährigen Mädchens. Um seinen Kopf und einen Teil seiner Glieder hatte sich eine Blutlache gebildet. Arme und Beine standen in einem unnatürlichen Winkel von dem Körper ab. Ein Spezialist hätte festgestellt, dass es keine Stunde tot war.

»Es ist Karin Bardenhagen!«, rief eines der hinzugeeilten Mädchen. »Sie wohnt neben uns. Wir gehen zusammen in eine

Klasse. Wo ist Claus, ihr Bruder? Man muss ihm doch Bescheid sagen und der Mutter auch.«

Ein hoch aufgeschossener schlaksiger Fünfzehnjähriger drängte sich durch die Traube der jungen Menschen. Er schaute auf das tote Mädchen hinunter und nickte. Wortlos wandte er sich ab. Ein Freund gesellte sich zu ihm und legte ihm einen Arm um die Schulter. Schweigend starrten sie auf ihre Füße.

Es dauerte gut vierzig Minuten, bis Polizei und Krankenwagen eingetroffen waren. Ein Leichenwagen sollte wenig später folgen. Die Mutter des toten Kindes arbeitete im Fischereihafen. Sie traf eine weitere halbe Stunde danach ein. Die verhärmte Frau war wenig älter als vierzig. Ihr Mann war im Krieg geblieben. Seitdem musste sie sich und ihre Kinder über die Runden bringen.

Der Tod des Kindes war für alle unbegreiflich. Offiziell ging man von einem schrecklichen Unfall aus. Nur, was suchte das Mädchen allein auf dem Betonpfeiler. Es gehörte schon eine gehörige Portion Furchtlosigkeit dazu, diesen auf der wackeligen Holzleiter hochzuklettern, die sich die Kinder zusammengebastelt hatten. Das trauten sich allenfalls die Älteren. Eigentlich zählte sie im Gegensatz zu ihrem Bruder eher nicht zu den Mutigen in der Straße.

Am darauffolgenden Tag kursierten die ersten Gerüchte. Man sprach von einem Selbstmord des Mädchens. Der hinzugerufene Arzt hatte dessen Tod festgestellt, offizielle Ursache: Genickbruch. Fremdverschulden schloss er aus. Der Polizist, der mit der Untersuchung des Falls beauftragt war, klappte schon bald sein Buch zu. Ihn drängte nichts nach großartigen Untersuchungen. Er schrieb einen kurzen Bericht und ging zügig zur Tagesordnung über. So fiel es niemandem an offizieller Stelle ein, zu fragen, was das Mädchen auf dem Betonpfeiler gesucht hatte. Es drang nur durch, dass Karin Bardenhagen seit geraumer Zeit Probleme in der Schule hatte. Dabei galt sie in den ersten Schuljahren als vorzügliche Schülerin. Also doch Selbstmord?

Bis zu ihrem Ableben hielt die Mutter an der Unfallthese fest und wehrte sich erbittert gegen jegliche andere Version der Todesursache ihres Kindes. Sie konzentrierte stärker als zuvor all ihre Kraft und Liebe auf ihren Sohn. Jeder Pfennig, der übrig war, wurde gespart und in seine Ausbildung gesteckt. Er war hochbegabt und verfügte bei aller Wildheit über einen unbändi-

gen Ehrgeiz. Er wollte seine Lebenssituation unbedingt verändern. Bis zum Abitur machte er gemeinsam mit einem Freund die Gegend unsicher. Sie waren clever genug, sich nicht erwischen zu lassen. Danach wurden sie unauffälliger. Irgendwann trennten sich ihre Wege. Doch bereits während des Studiums sollten sie sich wiedertreffen.

Er wurde der ganze Stolz seiner Mutter. In ihrem Wohnzimmer hingen die Kopien all seiner Zeugnisse und Urkunden hinter Plexiglas. Er ging einen erfolgreichen Weg an der Hamburger Universität. Am Ende hatte sie beinahe eine Art Altar für ihn errichtet. Über den Tod seiner Schwester wurde kein Wort mehr verloren. Es wurde zum Tabuthema. Er wusste, dass sie weiter um sie trauerte. In mancher Nacht hörte er sie schluchzen. Er dagegen hatte sich schnell mit ihrem Tod abgefunden. In seinem Alter reichte Trauer gerade über den Tag hinaus. Darin unterschied er sich kaum von anderen jungen Menschen. Er ging konsequent seinen Weg, setzte sich über alles hinweg, was für ihn hinderlich sein konnte. Und er hatte Glück. Nicht nur Hamburg erholte sich von den Kriegseinwirkungen. Deutschland blühte auf, schwenkte schneller als erwartet zu Macht und Einfluss in der Welt. Diesmal wurden allerdings keine Nachbarn bedroht oder gar mit Krieg überzogen, keine Andersdenkenden oder Minderheiten gnadenlos ausgemerzt. Das Land hatte seine Lektion gelernt. Die Machtverhältnisse hatten sich weltweit radikal verändert. Die Menschen in Deutschland misstrauten eher Männern in Uniform, als dass sie ihnen zujubelten. Man nutzte seine Chancen lieber auf friedlichem Weg. Made in Germany stand nicht mehr für Panzer und Stukas, sondern für Zivilautos, Maschinen oder Chemieprodukte. Erst später sollten auch wieder Kriegswaffen produziert werden, nicht nur für den Hausgebrauch, sondern vor allem für andere Staaten. Sollten die sich mit Bomben, Granaten und Gewehren gegenseitig ausmerzen. Dem geläuterten Deutschland reichte es, damit sein Geld zu verdienen und den Wohlstand seiner Bürger zu mehren. Wo fing Moral an, wo hörte sie auf? Man verzichtete auf die erste Strophe des Deutschlandliedes und beruhigte damit hoffentlich die Nachbarn, die das Wirtschaftswunder misstrauisch beäugten. Erstaunt durften diese zur Kenntnis nehmen, dass die Teutonen offensichtlich ihre Lektion gelernt hatten.

Hamburg in der Gegenwart

Der Regen hatte erst gegen Abend nachgelassen. Die Asphaltstraßen glänzten, als habe sie jemand fürsorglich gereinigt und anschließend eingesprayed. Das Frühjahr ließ einen nassen Sommer befürchten. Für den flüchtigen Betrachter hatten die Sendboten des Klimawandels Norddeutschland noch nicht wirklich erreicht. Das Wetter war so unbeständig, wie es die Menschen seit Generationen gewohnt waren.

Es ging auf Mitternacht zu. Zu dieser Uhrzeit waren die letzten Nachtschwärmer mitten in der Woche mit anderen Themen befasst. Die Mehrzahl der Hamburger schief den Schlaf der Gerechten. Die Straßenbeleuchtung sorgte für eine schwache Orientierung, sollte sie benötigt werden. Energiesparen war angesagt. Wer sich jetzt draußen aufhielt, hatte andere Probleme zu lösen als die Frage, wie der Sommer ausfallen würde oder ob man besser von der Ostsee aufs Mittelmeer umbuchte oder umgekehrt. Das galt mit Sicherheit für den Mann, der mit farbbefleckter Jeans aus der Eckkneipe hinauswankte. Sein zotteliges dünnes, grau gesträhtes Haar stand wie elektrisiert von seinem Kopf ab. Seine Finger und insbesondere die Nägel waren so schmutzig, dass sie mit normaler Seife wohl kaum zu säubern waren. Da hätte es schon einer Bürste und Kernseife bedurft. Die tief ins Gesicht eingekerbten Falten deuteten darauf hin, dass er sich jenseits der fünfzig bewegte. Vielleicht hatte ihn auch nur der Alkohol frühzeitig altern lassen. Sein Pullover stand vor Dreck. Diverse Löcher darin signalisierten, dass ein Wechsel längst angebracht gewesen wäre. Sein aufgedunsenes, gerötetes, großporiges Gesicht verriet, dass er in der Vergangenheit besser weniger getrunken hätte. Er hatte seit dem späten Nachmittag vor dem Tresen gesessen und mit unterschiedlichen Gästen das Leid dieser Welt beklagt. Das kostete ihn am Ende seinen letzten Geldschein. Er lehnte sich mit unsicherem Stand an die Hauswand und atmete kräftig durch. Das änderte wenig an seinem Zustand. Ihm war anzusehen, dass der Alkohol, den er in den letzten Stunden zu sich genommen hatte, seine verheerende Wirkung nicht verfehlt hatte. Trotzdem wäre er garantiert geblieben, hätte der Wirt

ihm Kredit gegeben. Es war nicht so sehr die Angst um sein Geld, die ihn davon abhielt. Sein später Gast hatte bisher noch jede Zeche bezahlt. Vielmehr hätte er nicht zum ersten Mal Bier und Schnaps so sinnlos in sich hineingeschüttet, dass er irgendwann vom Hocker gefallen wäre. Letztlich wäre es an ihm hängen geblieben, ihn nach Hause zu schleifen und dort die Treppen hinaufzulotsen. Dieses ging selten ohne Gepolter und unsägliche Diskussionen mit den aufgeschreckten Nachbarn ab. Das wollte er sich so spät am Abend nicht antun. Der Betrunkene hatte kurz über einen Standortwechsel nachgedacht. Ein Griff in die Hosentasche hielt ihn trotz seiner Promille davon ab. Darin klimperten nur ein paar Centstücke. Die reichten nicht mal mehr für eine Gewürzgurke.

Für einen kurzen Moment schien es, als müsse er sich orientieren. Leise vor sich hin brabbelnd wie ein Kleinkind hatte er dennoch keine Probleme damit, schwankend den Weg zu seiner Wohnung zu finden. Das war allerdings weniger auf letzte Reste seiner Konzentrationsfähigkeit zurückzuführen, als vielmehr der Tatsache geschuldet, dass er nur zwei Häuserblöcke weit zu gehen hatte. Wenig später versuchte er krampfhaft, den Schlüssel ins Schlüsselloch der Eingangstür des Wohnhauses zu stecken, in dem er seit zwei Jahrzehnten lebte. Seit dort Sicherheitsschlösser eingebaut worden waren, hatte er damit im angenebelten Zustand so seine Schwierigkeiten. Zittrige Finger und Tunnelblick waren nicht gerade dienlich für die schmale Öffnung des Schließzylinders. Das bereitete manchem sogar im nüchternen Zustand Probleme.

Das Haus in der Fährstraße konnte sein Alter nicht verbergen. Vermutlich wurde es nach dem Krieg von den Trümmerfrauen hochgezogen. Mittlerweile hätte es eine nachhaltige Instandsetzung gut vertragen. Die graue körnige Putzfassade bröckelte an diversen Stellen. Den Holzfenstern wäre ein Anstrich ebenso bekommen. Die freien Flächen vor dem Gebäude waren ungepflegt. Der Wohnungsgesellschaft war anscheinend nicht daran gelegen, das Gebäude auch nur einigermaßen zu erhalten. Erste Entmietungstendenzen waren bereits spürbar. Reparaturen erfolgten schleppend. Den ersten älteren Herrschaften waren schon Angebote unterbreitet worden, ihre Wohnungen aufzugeben. Bisher ging das dezent vonstatten. Die Hauseigentümer waren

momentan an anderen Stellen aktiv. Ihnen stand dennoch der Sinn nach einer Luxussanierung. Wilhelmsburg war eindeutig im Kommen. Dagegen sprach bislang der relativ hohe Anteil älterer Mieter. In wenigen Jahren sähe es sicherlich anders aus. Hier setzte man vorerst auf die natürliche Auslese. Für den, der dann noch Ansprüche an seine Wohnung geltend machte, ließen sich Mittel und Wege finden, ihn hinauszugraulen. Bei der Wohnraumknappheit der Hansestadt war es beinahe lukrativer, mit Immobilien zu spekulieren, als mit Waffen oder Drogen zu handeln. Ungefährlicher war es allemal. Autobomben waren in diesem Metier eher unüblich. Agierte man zurückhaltend, bekam nicht einmal eine breitere Öffentlichkeit etwas davon mit. Stürzten sich die Medien auf den einen oder anderen Miethai, musste der sich nur kleinmachen. Er wurde schnell vergessen. Solch eine Kampagne verzog sich zügig wie der erste Herbststurm.

Der Betrunkene versuchte, sich zu konzentrieren. Dies allerdings mit begrenztem Erfolg. Ausgelöst durch den exzessiven Alkoholgenuss hatte sich das Zittern seiner Hände deutlich verstärkt. Ob er bei einem Nachbarn klingeln sollte? Soviel verriet ihm sein umnebeltes Gehirn: Das würde Ärger geben. Beim letzten Mal war es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen, als er am Klingelbrett herumgespielt hatte. Wer liebte es schon, gegen Mitternacht unsanft aus seinem Tiefschlaf geweckt zu werden? Und das von einem Betrunkenen, der kaum in der Lage war, allein die Treppenstufen hochzusteigen, ohne einen Höllenlärm zu veranstalten. Er blickte nach oben. Kein Fenster war erleuchtet. Die nächste Auseinandersetzung ließ sich wohl kaum vermeiden. Auf welchen Knopf sollte er drücken? Am besten auf alle? Oder war ein letzter Versuch angesagt, den Schlüssel ins Schlüsselloch zu befördern. Sein Zustand war zu schlecht, als dass er es ernsthaft versuchte. Zweimal war ihm das Schlüsselbund aus den Fingern entglitten. Erst nach mehreren zähen Versuchen, es auf dem Boden wiederzufinden, hielt er es in Händen. Heftig atmend stand er vor der Tür, in der Hoffnung, ihm würde eine andere Lösung seines Problems einfallen. Seine Knie wurden zusehends wackeliger. Passte er nicht auf, rutschte er auf den Hintern und schlief ein. Auf einen Nachbarn zu hoffen, der ähnlich wie er zu später Stunde nach Hause wollte, konnte er sich abschminken. Sie waren entweder zu alt oder mussten am Morgen

früh raus, um pünktlich zur Arbeit zu kommen. Da zählten Kneipenbesuche unter der Woche eher zu den seltenen Ereignissen.

»Na, schon wieder besoffen?«, erklang hinter ihm die Stimme eines Mannes. Der Betrunkene hatte ihn nicht kommen hören. »Augenblick, ich helfe Ihnen, sonst müssen Sie im Hauseingang übernachten. Das wäre nicht gut für Ihre Gesundheit.« Er ging dicht an ihn heran, tätschelte seine Wange. »Wir wollen doch nicht, dass Ihre Schaffenskraft Schaden nimmt. Noch werden Sie gebraucht.«

Leider passten die freundlichen Worte und der scharfe Tonfall nicht zueinander. Trotz seines vernebelten Gehirns erkannte er die Stimme des Mannes. Gerade auf diese Unterstützung hätte er gerne verzichtet. Hilflös setzte er an, seinen Zustand zu erklären, wurde aber abrupt unterbrochen.

»Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen kürzertreten mit Ihrer Sauferei! Darüber werden wir uns heute Nacht eingehend unterhalten. Ihretwegen habe ich mir zwei Stunden lang die Beine in den Bauch gestanden. Ich habe wahrlich Besseres zu tun, als auf Sie zu warten. Wissen Sie, wie spät es ist?«

Aufgebracht riss er dem Betrunkenen das Schlüsselbund aus der Hand und schloss die Tür auf. Anschließend stieß er ihn ins Treppenhaus. Beinahe wäre er gefallen. Lallend versuchte er sich zu beschweren. Doch der unwillkommene Begleiter packte ihn von hinten im Nacken und drückte ihn zur Treppe. Schwerfällig schaffte er die Holzstufen nach oben, unterstützt von seinem Besucher. Vermutlich wurde dabei mancher Nachbar aus dem Schlaf gerissen. Bis die es schafften, sich lauthals zu beschweren, hatten sie glücklicherweise die Wohnung des Betrunkenen betreten. Auf sie drang der Geruch von Farben und Verdünnungsmitteln ein. Ergänzt wurde diese Komposition um alte Essensreste und einem entsetzlichen Fäkaliengestank, der sie aus der Toilette erreichte. Wenn man sie schon nicht regelmäßig säuberte, wäre es in jedem Fall eine gute Idee gewesen, wenigstens die Tür geschlossen zu halten. Das Wohnzimmer war eher provisorisch in ein Maleratelier umgewandelt worden. Der Fremde verzichtete darauf, sich umzusehen oder dem Künstler Vorhaltungen zu machen. Alkoholiker verspürten eher selten das Bedürfnis nach Sauberkeit und Ordnung. Vielmehr packte er den Wankenden

abermals von hinten und drängte ihn ins kleine Bad. Eigentlich handelte es sich eher um eine Toilette mit eingebauter Dusche. Er beförderte ihn in die Duschtasse, griff nach der Handbrause und stellte sie auf ›Kalt‹ ein. Der harte Wasserstrahl durchdrang im Nu die Kleidung des Mannes und tat seine Wirkung. Ächzend ging er in die Knie und rutschte ein Stück nach vorne. Wenige Minuten später lag ein zitterndes Häufchen Elend vor dem Mann, das bereits in der Lage war, erste vollständige Sätze von sich zu geben.

»Aufhören, bitte hören Sie auf! Ich erfriere!«, flehte er ihn an.

Dieser drehte endlich das Wasser ab und redete zornig auf ihn ein: »Dies ist das letzte Mal, dass ich Sie in solch einem Zustand erlebe! Beim nächsten Mal gibt es kein Pardon und Sie landen in der Elbe. Ziehen Sie Ihre nassen Klamotten aus und trocknen sich ab. Irgendwo wird es ja wohl hoffentlich ein halbwegs sauberes Handtuch geben.«

Er ging in die Knie und starrte den Betrunkenen wütend an. Mit Daumen und Zeigefinger presste er dessen Wangen zusammen. »Wir haben miteinander zu reden. Ich gestatte niemandem, unser Projekt zu gefährden! Merken Sie sich, jeder ist ersetzbar. Und wenn ich selbst den Pinsel schwingen muss. Glauben Sie mir, Sie jedenfalls würden das nicht mehr erleben!« Er erhob sich und wies ins Rund. »Wie kann man nur in solch einem Dreck leben? Sie würden es gar nicht merken, wenn Sie in einem Schweinestall landeten. Selbst das wäre eine Verbesserung für Sie.«

Kleinlaut gehorchte der Gescholtene. Die Angst schnürte ihm den Kehlkopf zu. Zumindest war sie ein probates Heilmittel gegen seine Trunkenheit. Gegen seinen gut durchtrainierten Besucher hätte er selbst im nüchternen Zustand kein Land gesehen. Der Fremde wandte sich von ihm ab und ging ins Wohnzimmer. Es war ihm anzusehen, wie sehr er sich vor dem Mann in seiner unaufgeräumten, verdreckten Behausung ekelte. Nach einigem Zögern ließ er sich auf einem Stuhl nieder. Das Risiko, sich in eine Farblache oder auf eine verfaulte Bananenschale zu setzen, war nicht von der Hand zu weisen. Der Gescholtene rappelte sich mühsam auf und griff nach einem Handtuch, um sich abzutrocknen. Anschließend zog er sich einen fleckigen Jogginganzug über. Halbwegs ernüchtert folgte er seinem Besucher. Von seinem schütterten Haar troffen letzte Wassertropfen. Er warf einen

verschüchterten Blick auf seine Hände. Sie waren sein wichtigstes Handwerkzeug. Zu seinem Glück hatte das Zittern nachgelassen. Der Mann vor ihm jagte ihm eine Höllenangst ein. Er kannte nicht einmal seinen Namen, obwohl sie seit geraumer Zeit zusammenarbeiteten. Er wirkte südländisch auf ihn. Er vermutete italienische Wurzeln, obwohl er perfekt Deutsch sprach. Dem Dialekt nach zu schließen, stand seine Wiege nicht in Palermo, sondern irgendwo in Süddeutschland. Wieder redete dieser auf den Künstler ein: »Wie weit sind Sie gekommen?«

Er schlurfte, ohne ein Wort zu sagen, ans andere Ende des Zimmers und griff sich zwei Bilder, die er jeweils mit einer Decke vor den Blicken Dritter geschützt hatte. Er stellte sie auf zwei leere Staffeleien und beseitigte den Sichtschutz. Der Fremde kam zu ihm herüber und betrachtete die Werke eingehend. Schließlich nickte er zustimmend. »Nicht schlecht. Ich nehme die mit. Ohne Alkohol wären Sie längst ein gemachter Mann und dürften im Fernsehen Interviews geben.« Er betrachtete den Maler mit gerunzelter Stirn. »Wie kann man sein Talent nur so gnadenlos versaufen?«

Durch das Lob mutiger geworden fragte er nach Geld. Der Mann griff in die Hosentasche und beförderte zwei 50-Euro-Scheine ans Tageslicht. »Das reicht für ein ordentliches Frühstück und Mittagessen. Demnächst gibt's mehr, aber nur, wenn Sie trocken bleiben. Sie haben die Liste, Sie wissen, was wir von Ihnen erwarten. Sind Sie bei meinem nächsten Besuch trocken, gibt's einen anständigen Nachschlag.«

»Mit den paar Flocken komm ich nicht weit.«

»Sie hatten genug und mussten die Kohle ja die letzten Tage versaufen. Den Fehler mache ich kein zweites Mal, dass ich zu viel Geld hier liegen lasse.«

Er schnappte sich die Bilder, bedeckte sie mit den Tüchern und verließ grußlos die Wohnung. Er ließ einen verbitterten Künstler zurück, bei dem sich langsam Kopfschmerzen einstellten. Der ballte die Hand zu einer Faust und richtete sie gegen die geschlossene Tür. Nachdem der Mann verschwunden war, kehrte so etwas wie Mut in ihn ein.

»Du arroganter Wichser«, murmelte er leise vor sich hin, »glaub ja nicht, du hast schon gewonnen und ich fress Scheiße. Du wirst dich noch wundern. Auch andere haben gute Ideen.«

Erstmals seit Längerem blickte er sich mit kritischem Blick in seiner Wohnung um. Er gestand sich ein, dass der wütende Besucher recht hatte. Er musste etwas ändern. So konnte und wollte er nicht weiterleben. Gedanklich war er auf dem richtigen Weg. Allerdings sah er den Auslöser seiner Lebenssituation weniger in seiner Trunksucht als in den Umständen seines Lebens, auf die er vermeinte, keinen Einfluss nehmen zu können. Wie die meisten Trinker sah er sich als Opfer, nicht als Täter. Was hatte er für Flausen im Kopf gehabt, als er als Meisterschüler die Akademie verlassen hatte. Sie waren alle geplatzt, seine Blüenträume. Wäre er nicht dem deutschen Italiener begegnet, er müsste sich wohl mit der Gestaltung von Webseiten über Wasser halten oder würde Porträts verstorbener Haustiere malen. Wer gab einem Alkoholiker halbwegs anständig dotierte Aufträge? Er spürte in seiner Magengegend das bekannte Brennen. Trotzdem gab er dem Gefühl nicht nach, nach dem Flachmann zu greifen, den er als eiserne Reserve im Regal versteckt hatte. Versonnen überprüfte er seine Hände. Sollte er an dem Bild weitermalen, das er wohlweislich in einer Ecke des Raumes verborgen hielt? Oder war das Risiko in seinem momentanen Zustand zu groß, etwas daran zu vermässeln? Ihm durfte kein Fehler unterlaufen. Dort stand eine bessere Zukunft, als er sich vor Jahr und Tag erträumt hätte. Unentschlossen knabberte er an seinem Daumnagel.

Erstmals seit Monaten drang der Geruch der Toilette zu ihm herüber. Er musste würgen. Erstaunt über sich setzte er sich in Bewegung. In der Küche fand er ein Scheuermittel. Die Klobürste war allemal noch gebrauchsfähig. Allzu oft hatte er sie in letzter Zeit nicht benutzt. Energisch nahm er seine Arbeit auf. Zufrieden blickte er eine gute Stunde später auf sein Machwerk. Toilette und Waschbecken waren einigermaßen sauber. Selbst unter die Dusche konnte man sich wieder stellen, ohne seine Gesundheit zu gefährden. Das Brennen in seiner Magengegend hatte sich während seiner ungewohnten Aktivität zurückgezogen. Nun meldete es sich in bekannter Qualität zurück. Gab er jetzt nach, wären all seine Mühen umsonst gewesen. Mit einer Standfestigkeit, die er in den letzten Monaten hatte vermissen lassen, zog er sich aus und legte sich ins Bett. Vermutlich hätte er es sogar vorher frisch bezogen. Leider gab es in seinem Haushalt keine sauberen Laken. Dafür musste er erst sorgen. Auch Rom wurde

nicht an einem Tag erbaut. Es sollte eine schreckliche Nacht werden, mit rasendem Puls und kaltem Schweiß. Er kannte die Symptome und wusste, dass es dagegen nur ein probates Mittel gab. Doch er hielt durch.

Früh am Morgen stellte er sich erneut unter die Dusche. Es lagen schwere Zeiten vor ihm. Ein letzter Funke Verstand verfestigte sich in ihm. Schaffte er es diesmal nicht, vom Alkohol loszukommen, würde er irgendwann auf der Straße verrecken. Dann war eh alles egal. Nochmals wollte er nicht so gedemütigt werden wie in der vergangenen Nacht. Kurz nach neun stand er vor der Staffelei. Hingebungsvoll versuchte er den Pinselstrich des angesagten Künstlers zu kopieren. Je nach Tagesform gelang ihm das mal besser, mal weniger gut. Aber nie schlecht. Ihm war nicht wohl bei der Arbeit. Er musste sein Talent verraten, um es wieder neu beleben zu können. Dafür fehlten ihm die finanziellen Mittel. Nur mit seiner Begabung zum Fälschen konnte er sich aus diesem Dilemma befreien. Der südländisch wirkende Mann hatte trotzdem recht. Bekam er seine Trinkerei nicht in den Griff, war alles für die Katz. Er spürte in sich eine Kraft, die ihm helfen würde, seine Sucht zu besiegen. Geradezu euphorisch stellte er das beinahe fertige Bild zur Seite. Er fühlte sich stark genug, an seinem Lieblingsobjekt weiterzuarbeiten. Am Ende des Tages wusste er, dass er sich selbst übertroufen hatte. Ihm war eine gute Fälschung gelungen. Das Gemälde strahlte ein eigenständiges Leben aus. Sein Auftraggeber konnte damit ebenso zufrieden sein wie er selbst. Bis sein nächtlicher Besucher das mitbekam, saß er hoffentlich mit einer dicken Brieftasche irgendwo am Mittelmeer und konnte seiner Kunst frönen. Garantiert hätte der kein Verständnis für seine Pläne.

Dieser war zwiespältig zurückgefahren. Er kam nicht umhin, das Talent des Malers anzuerkennen. Aber er war Realist. Sie liefen Gefahr, dass dessen Alkoholismus irgendwann ihre Pläne gefährdete. Er musste sich unbedingt zu diesem Thema mit seinen Partnern unterhalten. Mit Sicherheit teilten sie seine Bedenken. Fragte sich nur, welche Konsequenzen sie daraus ziehen mussten und wann sie es tun sollten. Seiner Ansicht nach gab es nur eine Option. Sie mussten ihn aus dem Verkehr ziehen. Andererseits durften sie das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. Noch funk-

tionierte alles in ihrem Sinn, wie die Bilder auf dem Rücksitz bewiesen. Und Talente wie er lagen nicht auf der Straße.

* * *

Hilpert blickte sich in dem Esszimmer der Blankeneser Villa um. Gemeinsam mit seiner Freundin Petra besuchte der ehemalige Hauptkommissar an diesem Abend ihren Vater, der gleichzeitig sein Chef war. Der Anlass des Treffens war, er wollte seinen gut dotierten Job in der Industrie kündigen, um wieder in den Polizeidienst einzutreten. Er war es gewohnt, Probleme direkt anzupacken und sie nicht schmoren zu lassen. Je länger man wartete, desto schwerer fiel es einem, das unangenehme Gespräch zu führen. Er erwartete nicht, auf Verständnis zu treffen. Er fühlte sich wohl in dem Haus. Standen einem die finanziellen Mittel zur Verfügung, hieß es noch lange nicht, dass man damit auch den guten Geschmack gepachtet hatte. In diesem Umfeld paarten sich allerdings finanzieller Wohlstand und ästhetische Kompetenz. Obwohl er sich hier des Öfteren aufhielt, entdeckte er ständig Neues. Sei es die filigrane Anrichte aus Teakholz oder ein Detail auf dem Selbstporträt eines bekannten Künstlers, dessen Name ihm ständig entfiel. Er bezeichnete sich eher als Kunstbanause. Trotzdem konnte er sich der unaufdringlichen Eleganz dieses Zimmer und eigentlich des gesamten Ensembles nicht entziehen. Dies insbesondere, weil es der Hausherr verstanden hatte, den Eindruck eines Museums zu vermeiden. In diesen Räumlichkeiten ließ es sich durchaus leben. Man musste nicht auf Filzpantoffeln über die wertvollen Holzfußböden rutschen.

Wellner hatte einen Rotwein zum Abendessen aufgetischt für den mancher Kenner seine Familie verlassen hätte. Nach einem ersten vorsichtigen Schluck setzte Fabian Hilpert das Glas langsam ab. Er war sich unsicher, ob ihm nach seinem Outing nochmals nachgeschenkt würde. Er schätzte den Unternehmer, obwohl er dessen Firma verlassen wollte. Neben ihm zerlegte Petra mit Akribie ihre Ente und hörte gleichzeitig aufmerksam zu. Wellner ging gelassen auf Hilpert ein.

»Fabian, ich habe es befürchtet, dass es dich zur Polizei zurückzieht. Ich respektiere deine Entscheidung, sosehr ich sie bedaure. Was soll ich sonst dazu sagen?«

Petra schüttelte verständnislos den Kopf. »Du bist der Einzige, den ich kenne, der wissentlich den Goldklumpen fallen lässt und dafür die Erdnuss aufhebt.« Temperamentvoll fuhr sie fort: »Da willst du dich erneut in den Staatsapparat begeben, dich mit inkompetenten Vorgesetzten auseinandersetzen und Leuten hinterherjagen, die im Zweifelsfall noch auf dich schießen. Du bist verrückt! Aber ich liebe dich selbst dann, wenn du wieder in deinen alten Job zurückgehst.«

Hilpert griff nach ihrer rechten Hand und küsste sie zärtlich. Automatisch fuhr sie mit der freien Hand über seinen Oberschenkel, bis sie realisierte, dass ihr Vater ihr gegenüber saß. Hastig zog sie sich zurück und schaute unschuldig zu ihm hinüber.

Der Unternehmer blieb sachlich. »Du hast knapp zwei Jahre bei uns gearbeitet. Ich weiß, dein Bereich funktioniert gut, mittlerweile auch ohne dich. Ich hätte dich gern an anderer Stelle eingesetzt. Aber was nicht geht, geht nicht. Du erhältst zwei Jahresgehälter als Abfindung und musst mir das Versprechen geben, bei uns einzuspringen, solltest du gebraucht werden.«

Hilpert wollte reagieren und wurde augenblicklich von Wellner unterbrochen. »Das mit der Abfindung ist unwiderruflich.«

»Aber ...«

»Kein Aber. Wir haben dir viel zu verdanken.«

»Außerdem kannst du die Kohle ja bei mir abarbeiten«, wandte Petra ungerührt ein.

»Dafür brauchte ich ein ganzes Leben.«

»Davon gehe ich aus. Weniger wäre inakzeptabel.«

Es wurde ein ungezwungener Abend. Von der Ente blieben gerade noch die Knochen übrig. Wellner blieb gelassen. Als erfahrener Manager wusste er, dass jedermann ersetzbar war. Und den Menschen verlor er eh nicht. Der war ihm mit Abstand am wichtigsten. Zu seiner Freude gab es keinerlei Ermüdungsercheinungen in der Beziehung zwischen den beiden. Eher war das Gegenteil der Fall, wie der heutige Abend bewies. Petras demonstratives Gähnen läutete eine knappe Stunde später den zweiten Teil der Abendbeschäftigung des Paares ein. Wellner deutete das Zeichen richtig und hob die Runde auf. Schließlich mussten die beiden zurück in die HafenCity.

Hilpert hatte an diesem Vormittag eine Mail an seinen ehemaligen Vorgesetzten, Polizeidirektor Weber, mit der Bitte geschickt,

wieder in den Polizeidienst aufgenommen zu werden. Er war durch und durch Ermittler. Hier lagen seine Talente, seine Interessen. Las er in der Zeitung von Gewaltverbrechen, entdeckte er sich dabei, wie er versuchte, plausible Lösungsansätze anzudenken. So manches Mal hielt er bereits das Telefon in Händen, um einen seiner ehemaligen Kollegen anzurufen. Vermutlich warteten sie atemlos auf ihn, den Schlaumeier vom Dienst. Also unterließ er die Anrufe. Hoffentlich nahmen sie ihn auf. Seine Intimfeinde im Rathaus waren verschwunden oder hatten sich in ihre Schneckenhäuschen verkrochen. Im Verlauf seiner letzten Ermittlungen konnte er neue Freunde bei der Kripo hinzugewinnen. Sie legten hoffentlich ein gutes Wort für ihn ein. Er war eigentlich optimistisch, dass alles in seinem Sinn klappen könnte.

Weber hatte in seiner Antwortmail deutlich gemacht, wie sehr ihn seine Entscheidung zurückzukehren freute. Er wollte sich mit Hilpert kurzfristig treffen. Im Gegensatz zu seiner damaligen spontanen Kündigung hatte er diesmal über seine Entscheidung lange nachgedacht. Finanzielle Aspekte waren für ihn bedeutungslos. Allein in seinem Schließfach schlummerten mehr als eine halbe Million Euro, die ihm sein albanischer Freund Pristic vor geraumer Zeit überlassen hatte. Das Geld war mit Sicherheit an der Steuer vorbei bei ihm gelandet. Verdient wurde es augenscheinlich mit kriminellen Aktivitäten. Ihm fiel bislang keine sinnvolle Verwendung dafür ein. Zumindest würde er es nicht für sich verbrauchen. Er hatte in den letzten beiden Jahren mehr Geld aus versteuertem Einkommen zurückgelegt, als er künftig im Jahr als Erster Hauptkommissar bei der Hamburger Polizei verdienen würde. Hielt seine Partnerschaft mit Petra, könnte er auf jegliches Einkommen verzichten. Seine Freundin war reich. Normalerweise hätte er sie längst gefragt, ob sie ihn heiraten wollte. Unter den gegebenen Umständen traute er sich nicht. Vielleicht sollte er doch allen Mut zusammenraffen und sie fragen, ob sie seine Frau werden möchte. Sie musste wissen, dass er sie und nicht ihr Geld meinte. Er wollte diese Frage in Ruhe überdenken.

Ihm standen härtere Zeiten bevor, als er ahnte. Fabian Hilpert musste begreifen, dass Petra die stille Hoffnung mit sich trug, er könnte seine Entscheidung nochmals überdenken. Ihre Toleranz,

die sie im Gespräch mit ihrem Vater an den Tag gelegt hatte, war zum Teil gespielt. Vielmehr nahm sie den Kampf auf. All ihre großartigen Argumente, mit denen sie ihn umzudrehen versuchte, versandeten, bevor sie sie anzubringen vermochte. Obwohl sie eigentlich alles besprochen hatten, fühlte sie sich von ihm überrollt. Was ärgerte sie mehr, ihre Ohnmacht, Einfluss auf seine Entscheidungsfindung zu nehmen, oder seine Resistenz gegenüber materiellen Anreizen? Wo die Wünsche und Bedürfnisse anderer gerade mal anfangen, lehnte er sich bereits zufrieden zurück. Seine Antriebsfedern hatten wenig mit Geld zu tun. Sie liebte und sie hasste ihn dafür. Wollte sie ihn umdrehen, musste sie sich etwas Geeigneteres einfallen lassen als Geld. Vielleicht Erpressung oder Liebesentzug?

2

Mit einem satten Grinsen legte Sibelius den Telefonhörer auf und rieb sich anschließend die Hände. Wäre es nicht zu früh am Tag gewesen, hätte er sich einen Whiskey gegönnt. Das konnte er ja am Abend nachholen. Diesen Termin zu vereinbaren, war entschieden leichter gewesen, als er befürchtet hatte. Dabei lag ihm der Anruf in den letzten Tagen wie ein Stein im Magen. Oftmals hatte er den Telefonhörer in die Hand genommen und wieder weggelegt. Diesmal hatte er sich endlich dazu durchgerungen. Die Fantasie gaukelte einem so manches Mal Probleme vor, die sich als gegenstandslos erwiesen, brachte man den Mut auf, Fakten zu schaffen. Dabei war er kein ängstlicher Mensch, der sich nicht traute. Er galt eher als vorsichtig und überlegt, aber durchsetzungsfähig. Die Lebenserfahrung hatte ihn gelehrt: Besaß man keine Chance für einen zweiten Versuch, musste der erste Schuss sitzen. Eher unbewusst fuhr er sich über den nahezu kahlen Kopf. Es zeigte sich wie so oft in seinem Leben, mit Geld waren die meisten Menschen zu ködern. Zu viele hatten zu wenig davon. Letztlich war alles ausschließlich eine Frage des Preises. Geld versprach Wohlstand und Sicherheit. Es gab einem die Chance, am Überfluss der Welt teilzuhaben. Werte wie Loyalität, Zugehörigkeit oder Freundschaft wurden auf diesem Altar gern geopfert. Fragen der Moral wurden an die Seite geschoben. Für

wen waren sie wichtig? Was wollte man sich dafür kaufen? Vielleicht Zufriedenheit oder Anerkennung? Das gab es selbstredend kostenlos. Sibelius kannte sich damit aus. Mit seiner Brieftasche hatte er in der Vergangenheit manchen Politiker und Staatsangestellten auf seine Seite gezogen. Eine Spende im geeigneten Moment oder ein dicker Umschlag, diskret überreicht, bewirkten wahre Wunder. Das Geld musste nur den richtigen Empfänger zum richtigen Zeitpunkt finden. Warum durfte sich in diesem illustren Gebiet der Vorteilsnahme nicht auch eine ganz gewöhnliche Sekretärin aufhalten? Er wusste aus Erfahrung, dass diesen Mitarbeiterinnen häufig eine besonders enge Beziehung zu ihren Chefs nachgesagt wurde. Sie waren normalerweise loyal und somit schwer zu beeinflussen. Er stützte seinen Kopf auf beiden Händen auf und dachte nach. Weshalb hatten es ihm gerade die Grundstücke dieses Bauunternehmens angetan? Ein Freund hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Sicher handelte es sich um Filetstücke in Hamburgs bester Lage. Aber ihm gehörten bereits einige davon. Eine Immobilie mehr oder weniger machte ihn weder reich noch zu einem armen Schlucker. Vermutlich stand seine eigene Lebensgeschichte dafür. Er stammte aus eher bescheidenen Verhältnissen, war in Barmbek aufgewachsen. Seine Eltern hatten sich geradezu zerrissen, ihm eine gute Ausbildung zu sichern. Seine Karriere entwickelte sich seit den späten Sechzigern. Immobilien hatten es ihm von Anbeginn an angetan. Er startete mit einer renovierungsbedürftigen Wohnung auf St. Pauli. Mittlerweile gehörte ihm die gesamte Häuserzeile. Ordentlich hergerichtet warfen die Objekte erkleckliche Mieten ab. Überall hatte er seitdem seine Abdrücke in der Hansestadt hinterlassen. Er war zu Liegenschaften an der Elbe und der Alster gekommen, die eigentlich als unverkäuflich galten. Er hatte sich in der HafenCity breitgemacht. Manch renommierte Gesellschaft zählte in einem seiner Geschäftshäuser zu seinen Mietern. Er besaß in Hamburg und Umgebung inzwischen ein kleines Immobilienimperium. Sibelius hatte sich nie gefürchtet, in Gegenden zu investieren, die vor Jahren noch auf keiner In-Liste standen. Mittelweg konnte jeder, in Alsternähe war jeder erfolgreich, der über das nötige Kleingeld verfügte. Auf die Schanze musste man vor Jahren erst einmal gekommen sein. Als er in Wilhelmsburg das erste Wohnhaus erworben hatte, war er belächelt worden. Heute wollte

niemand etwas davon wissen. Bei der Frage, wie viele Wohnungen oder Häuser er sein Eigen nannte, müsste er aus dem Stand passen. Er hatte stets klare, eindeutige Ziele verfolgt, setzte auf gute oder entwicklungsfähige Lagen und gleichermaßen niedrige Einkaufspreise. Die Finanzkrise spielte ihm voll in die Karten. Auf Anhieb steigerte sich der Wert seiner Immobilien um gut 30 Prozent, ohne dass er einen Finger gerührt hätte. Und deren Wertzuwachs war bei Weitem noch nicht abgeschlossen. Wollte er verkaufen, bliebe viel Geld übrig. Aber er dachte gar nicht daran, auch nur eine einzige Wohnung abzugeben. Endlich fiel ihm die Antwort auf die Frage nach seiner Motivation ein. Mit einem angedeuteten Lächeln auf den Lippen wurde sie ihm klar. Er war Jäger und Sammler geblieben. Er jagte Immobilien und ließ sie nicht mehr los. In den frühen Fünfzigern gehörte er einer Jugendbande an. Sie nahmen sich, was sie ergattern konnten und gaben ebenfalls nichts mehr her. So war es bis heute geblieben. Allerdings arbeitete er nicht mehr mit Messer oder Fahrradkette und vor allem nicht für kleines Geld. Seine Waffen waren filigraner und wirksamer geworden. Er setzte seine Mittel eiskalt ein, war sich selbst für eine Erpressung nicht zu schade. Er galt als konsequent, viele hielten ihn für brutal. Was scherten ihn die alten Leute, die er erbarmungslos auf die Straße setzen ließ, denen er den Strom, das Wasser abstellte?! Wer stände ihm zur Seite, sollte ihn sein Glück verlassen? Er fühlte sich für niemanden verantwortlich, dem er durch sein Handeln die Existenzgrundlage nahm. Jeder war seines Glückes Schmied. Mitleid war etwas für die Schwachen.

Vor dem Hintergrund seiner Liegenschaften residierte er in der St. Benedictstraße relativ bescheiden. Das Jugendstilhaus war zugleich Bürozentrale und Wohnstätte. Im Erdgeschoss duldete er gerade mal eine Sekretärin und einen Anwalt, mit dem er vor Jahrzehnten bereits gemeinsam die Schulbank gedrückt hatte. Ins Souterrain hatte er sich eine Garage einbauen lassen. Dort durfte sich sein Daimler langweilen. Er erhob sich und ging auf die Kopie eines großformatigen Chagall zu, der ihm gegenüber an der Wand hing. Er war durchaus kunstinteressiert, auch wenn er nicht daran dachte, sich teure Originale an die Wände zu hängen. Kopien taten es genauso gut. In diesem Fall war allerdings der Tresor wichtiger, der dahinter verborgen in die Wand ein-

gelassen worden war. Er wusste selber, dass dieses Versteck keinen Profi daran hinderte, es gewaltsam zu öffnen. Den durchschnittlichen Eindringling verwies es allemal in seine Schranken. Darin bewahrte er Beträge bis zu 50.000 Euro auf. Nach Bargeld wurde immer wieder geschrien. Wer liebte schon den Steuereintreiber? Er schob das Bild zur Seite und gab den Code ein. Es war der Geburtstag seiner vor Jahren verstorbenen Mutter. Ohne Hast griff er in die Öffnung und entnahm mehrere Geldbündel.

»Zehntausend sollten für den Anfang reichen«, murmelte er.

Er verstaute das Geld in einen Briefumschlag und steckte ihn in die Innentasche seines Jacketts. Wollte man große Fische fangen, musste man einen ordentlichen Köder an den Haken hängen. Kein Hai jagte einem Regenwurm hinterher. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es verblieb ihm ausreichend Zeit, um sich mit der Frau zu treffen. Sorgfältig verschloss er seinen Safe und schob das Bild darüber. Seit er seinen siebzigsten Geburtstag vor vier Jahren gefeiert hatte, fuhr er nur noch selten mit der eigenen Limousine. Also veranlasste er seine Mitarbeiterin, nach einem Taxi zu telefonieren. Sie wollten sich an einem der Stände im Hanseviertel treffen. An der ›Große Bleichen‹ stieg er aus. Die restlichen Meter schaffte er zu Fuß. Er liebte diesen Teil Hamburgs, die stattlichen Gebäude und vor allem die Binnenalster.

Eine halbe Stunde später ließ er sich nahe ihres Treffpunkts ein Glas Chablis einschenken. Das war ein weiterer Vorteil, wenn man nicht Auto fuhr. Man konnte jederzeit Alkohol trinken, ohne seinen Führerschein zu gefährden. Jetzt um die Feierabendzeit war er nicht der Einzige, der es sich schmecken ließ. Mancher Familienvater atmete nach seiner Arbeit einmal kräftig durch, bevor er sich auf den Weg nach Hause begab. Wenig später entdeckte er die durchaus ansehnliche Frau, mit der er sich verabredet hatte. Sie schaute sich unsicher um, als befürchtete sie, verfolgt zu werden. Tatsächlich interessierte sich niemand für sie. Noch vor zehn Jahren hätte er sich für sie gerade gemacht. Mit 74 war es ihm zu umständlich. Alles zu seiner Zeit. Sexus war eindeutig auf dem Rückzug. Und es störte ihn nicht einmal. Er winkte ihr zu. Es war ihr anzusehen, dass ihr das Treffen geradezu physisch unangenehm war. Sibelius bot ihr ein Getränk an. Sie lehnte dankend ab. Er spürte ihre Unsicherheit. Ein falsches Wort und sie ging. Zum Verräter musste man geboren sein.

Ansonsten war es ein steiniger Weg dorthin. Folglich kam er schnell auf den Punkt.

»Wir brauchen nicht lange zu diskutieren, Frau Köhler«, eröffnete er das Gespräch, nachdem sie sich die Hand gereicht hatten. »Ich mache Ihnen ein Angebot, das Sie annehmen oder ablehnen können. Sagen Sie Nein, werde ich Sie kein zweites Mal belästigen.«

Sie nickte wortlos. Also fuhr er fort: »Sie sind mir behilflich, die marode Firma Ihres Chefs zu erwerben. Dafür benötige ich umfangreiche Detailkenntnisse. Wird der Übernahmevertrag zu meinen Konditionen abgeschlossen, erhalten Sie von mir 50.000 Euro. Den gleichen Betrag gibt es in Raten ab sofort von mir. Immer vorausgesetzt, ich bin mit Ihrer Mitarbeit zufrieden und kann mich auf Sie und Ihre Insiderinformationen verlassen.«

Langsam wich ihre Zurückhaltung. Sie schluckte nervös. Die Hoffnung auf das viele Geld löste selbst ihre Zunge. »Sie sind scharf auf die Grundstücke, stimmt's?«

»Wie mir scheint, kennen Sie sich aus.«

»Ich bin lange genug in meinem Job. Ich weiß, wonach der Immobilienmarkt in Hamburg lechzt: nach guten Grundstücken. Dazu braucht man kein Insiderwissen. Das kann man jeden zweiten Tag in der Zeitung lesen. Nur, wie kann ich mich darauf verlassen, dass Sie tatsächlich zahlen?«

Ruhig faltete er seine Hände, als wollte er zum Gebet ansetzen. »Es gibt keine Garantie. Weder für Sie noch für mich. Das ist manchmal so im Geschäftsleben. Entweder man vertraut einander oder sucht sich andere Partner. Dazwischen gibt es nichts.« Er sah sie ironisch grinsend an. »Wollen Sie etwa mit mir einen notariell beglaubigten Vertrag abschließen?«

Sie ging nicht weiter auf seine letzte bissige Bemerkung ein, sondern blieb gelassen. Im Prinzip konnte sie nur gewinnen. Seine direkte Art sagte ihr zu. Sie hatte sich bereits entschieden und musste nicht lange nachdenken.

»Ich verstehe. Ihr Angebot ist interessant für mich. Jansen hat den nach wie vor florierenden Betrieb heruntergewirtschaftet. An der Börse wollte er sich beweisen, der Idiot. Morgen stehe ich da, ohne Job, ohne Einkommen, nur weil er sich überschätzt hat. Mit 48 ist man zwangsläufig nicht mehr erste Wahl.« Sie verschärfte ihren Ton um eine Nuance. »Aber mit 100.000

Euro ist mir nicht gedient. Ich möchte 150.000 Euro und nach Übernahme des Betriebs einen Fünfjahresvertrag. Glauben Sie mir, ich verstehe meine Arbeit. Und es wäre dumm, die Firma einfach zu schließen. Auch ohne die Grundstücke verkörpert sie einen beachtlichen Wert. Sie ist in den Markt eingeführt und verfügt über einen guten Ruf. Die Branche boomt.«

Sibelius überlegte einen kurzen Moment, ob er mit ihr feilschen sollte. Doch er entschied sich dagegen. Vermutlich hatte die Frau recht. Und würde seine Planung aufgehen, käme es auf 50.000 Euro nicht an. Das geforderte Gehalt hatte der Betrieb sowieso zu erwirtschaften. Das musste er nicht aus seiner Tasche bezahlen. Nach allem, was ihm bekannt war, lagen die Probleme im Finanzgebaren des Eigentümers und nicht in dem eigentlichen Kerngeschäft. Warum sollte er den Betrieb nicht weiterlaufen lassen? Den bisherigen Geschäftsführer schmiss er raus und übergab ihr die Leitung. Er reichte ihr die Hand. »Einverstanden. Damit Sie sehen, dass ich es ernst meine, habe ich eine kleine Anzahlung mitgebracht. Wie man hört, zahlt Jansen zurzeit recht unregelmäßig.«

Er reichte ihr den Umschlag. Hastig griff sie danach und steckte ihn in ihre Handtasche, ohne hineinzuschauen. »Das Geld kommt im richtigen Augenblick. Meine Bank schickt schon erste Mahnschreiben wegen meiner Wohnungsfinanzierung.«

»Sie müssen liquide sein. Morgen erhalten Sie nochmals 10.000 Euro. Gehen Sie vorsichtig mit dem Geld um. Zahlen Sie nur kleine Summen auf Ihr Konto ein. Bezahlen Sie alles in bar, was sich auf diesem Weg abwickeln lässt, ohne dass es auffällt.«

Zufrieden nickte sie zu seinen Worten. »Worauf Sie sich verlassen können.«

»Also morgen Abend, gleiche Zeit, gleicher Ort«, fuhr er fort. Er reichte ihr einen Zettel. »Das ist meine private Telefonnummer. Unter der bin ich gut zu erreichen, sollte ich mich nicht im Büro aufhalten. Das Telefon ist tagsüber ständig besetzt.«

»Besitzen Sie kein Handy?«

Genervt winkte er ab. »Damit habe ich nichts am Hut. Ich bin den größten Teil meines Arbeitslebens ohne dieses Gerät gekommen. Ich sehe keinen Grund, mich davon stressen zu lassen. Meine Köchin weiß, was ich essen will, wenn ich das Haus verlasse. Meine Sekretärin nimmt alles Wichtige entgegen. Und ...«

er grinste in ihre Richtung, »manch einer ist schon über ein Handyprotokoll oder eine Ortung gestolpert.«

»Wenn Sie meinen.« Einen Wimpernschlag lang fragte sie sich, worauf sie sich da einließ. Unbewusst drückte sie ihre Unterarmtasche an sich. Nun ging es um ihre Zukunft. »Es gibt da eine Geschichte, die Sie vielleicht interessieren mag. Sie hat allerdings nichts mit Immobilien zu tun.«

»Wenn es ums Geldverdienen geht, bin ich für alles offen«, erwiderte er emotionslos.

»Sprechen wir beim nächsten Treffen darüber. Ich möchte jetzt lieber gehen.«

»Einverstanden.«

Er leerte sein Glas und verabschiedete sich von der Frau. Sie suchte die nächste Damentoilette auf. Gierig öffnete sie den Umschlag. Er enthielt tatsächlich 10.000 Euro. Und sie hatte noch keinen Finger für Sibelius gerührt. Dieser verließ das Hanseviertel Richtung Große Bleichen. Er ging die wenigen Schritte hoch zum Ramada Hotel. Vor dem Haupteingang fand er problemlos ein Taxi. Die Frau stellte für ihn kein Problem dar. Ihre Forderungen sah er gelassen. Er war bereit, das Baugeschäft vorläufig weiterzuführen. Mit Sicherheit konnte sie ihm dabei behilflich sein. Vielleicht bot es sich an, den Betrieb zu einem anderen Zeitpunkt zu verkaufen. Als Chef größerer Maurerkolonnen sah er sich nicht. Ihn drängte nichts nach Personaldebatten und Auseinandersetzungen mit Betriebsräten oder Gewerkschaften. Mit Handwerkern stritt er sich nur, wenn es um die eigenen Immobilien ging. Er war als knauserig und pingelig bekannt. Aber er zahlte stets pünktlich, was in seiner Branche nicht selbstverständlich war. Dafür lebte man mit seinem Pauschalabzug von drei Prozent, egal, ob vereinbart oder nicht.

Gisela Köhler fühlte sich wie berauscht. Der Vertrauensbruch gegenüber ihrem Chef berührte sie nicht sonderlich. Er hatte eine wohlhabende Familie im Kreuz. Wenn er fiel, landete er weich. Sie dagegen musste sich ihr Geld mühsam ohne die Unterstützung durch einen Lebensgefährten verdienen. Ihre Rente würde ebenfalls nicht sonderlich üppig ausfallen. Ihre Ersparnisse waren durchaus überschaubar. Dieses Angebot sicherte einen wichtigen Teil ihres künftigen Lebens. Beinahe liebevoll strich

sie über ihre Handtasche. Die ersten zehntausend Euro konnte ihr niemand mehr wegnehmen. Am nächsten Tag wollte Sibelius denselben Betrag drauflegen. Das zählte. Gefühle für andere konnte sie sich nicht erlauben. Ganz im Gegenteil hatte sie beschlossen, alle Karten, die sie in der Hand hielt, zu spielen. Loyalität musste man sich leisten können. Ihre Gedanken schweiften ab. Sie hatte schließlich ein weiteres Eisen im Feuer. Da ging es um ungleich mehr Geld. Hier wusste sie nur noch nicht, wie sie vorgehen sollte. Vor allem konnte sie die Risiken nicht einschätzen. Doch an diesem Abend würde ihr gewiss etwas einfallen. Mit Sibelius hatte sie möglicherweise einen starken Partner an der Seite, der ihr behilflich sein konnte. Vor allem musste sie ihren Anteil sichern. Ihr Wissen gehörte zu ihren Pfründen. Wie viel es am Ende wohl wert war?

Sie überlegte kurz. War es eine gute Idee, mit so viel Geld öffentliche Verkehrsmittel zu nehmen? Sie entschied sich dagegen. Entschlossen verließ sie das Einkaufszentrum und schlenderte zum Jungfernstieg hoch. Der Mai zeigte sich von seiner besten Seite. So gesehen unterstrich der angenehm warme Wind, der ihr von der Alster entgegenkam, ihre euphorische Stimmung. Unter anderen Umständen hätte sie sich einen Kaffee im Alsterpavillon gegönnt, vielleicht garniert mit einem guten Cognac. In ihrer Tasche steckten etwa zehntausend Gründe, die sie veranlassten, das nächste freie Taxi anzuhalten. Die Alster lief nicht davon. Einen Drink konnte sie auch zu Hause nehmen. Sie lächelte sanft, als sie im Fond der Limousine saß. Bis vor einigen Tagen drohte sie, an ihren Sorgen zu ersticken. Nun schien ihr die Sonne ins Gesicht. Durch ihren Kopf spukte nur noch das Thema Geld.

Die erste Zahlung stellte tatsächlich gerade mal einen Anfang dar. Wie sich zeigte, hielt Sibelius Wort. Schon am nächsten Tag konnte sie einen weiteren Umschlag in ihre Handtasche stopfen. Diesmal war sie mutiger und nickte zu einem Glas Wein. Fasziniert vernahm er ihre Geschichte. Sie war hochinteressant, vor allem aber brisant. Da wollte er dranbleiben. Er würde sehr vorsichtig agieren müssen. Er verdonnerte sie und sich zur Verschwiegenheit. Diese Frau war ihr Geld wert. Gedanklich schlug er sich dafür auf die Schulter. Es war eine brillante Idee, sie

angerufen zu haben. Und dennoch sollte er irren. Er hätte sie besser nie in seinem Leben getroffen.

Sie nahm diesmal wie selbstverständlich ein Taxi und gab, entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten, sogar ein ordentliches Trinkgeld. Zu Hause musste sie erst einmal ein Versteck für die Geldbündel auswählen. Große Kreativität entwickelte sie dabei nicht. Bislang gab es für sie keinen Grund, ein Schließfach bei ihrer Bank anzumieten. Das wollte sie schleunigst ändern. Sie nahm den Telefonhörer in die Hand und tätigte einen Anruf, auf den sie hätte verzichten sollen. Ihr neuer Geschäftspartner hätte ihr davon garantiert abgeraten.

3

Es war bereits dunkel geworden. Professor Malte Obal rieb sich die angestregten Augen. Die Schreibtischlampe mit dem schwachen Leuchtmittel warf ein milchiges Licht auf den Bereich seiner Schreibtischplatte, den er benötigte, um arbeiten zu können. Er hatte seinen PC abgeschaltet, sodass der Bildschirm ihm nicht als zusätzliche Lichtquelle diente. Der Rest des Raumes lag in einem schummrigen Grau vor ihm. Man war kaum in der Lage, Einrichtungsgegenstände konkret auszumachen. Ihm war anzumerken, dass er nicht bei der Sache war. Er hätte niemandem sagen können, wie oft er angesetzt hatte, das vor ihm liegende Manuskript zu lesen. Er schätzte die Studentin, die ihn gebeten hatte, den Artikel kritisch durchzugehen. In den Seminaren stach sie durch intelligente Fragen und überlegte Antworten hervor. Sie formulierte präzise. Trotzdem hatten ihre Texte eine geradezu prosaische Qualität. Die junge Frau würde ihren Weg gehen, mit und ohne seine Hilfe. Er hatte sich für sie entschieden. Professor Obal gehörte zu den jüngeren Dozenten, die ihre Studenten ermutigten, sich mit Fachbeiträgen zu Themen zu äußern, denen sie sich gewachsen fühlten. Und er ermunterte sie, eigene Positionen aufzubauen, sie zu vertreten, für sie zu kämpfen, selbst wenn mit erbittertem Widerstand der Arrivierten zu rechnen war. Akzeptierte er die wissenschaftliche Qualität der Arbeiten, unterstützte er die Autoren bei dem Versuch, die Artikel bei den Fachblättern unterzubringen. Dabei war er nicht auf der

Suche nach Thesen, die seine eigenen Lehrmeinungen stützten. Ihm ging es ausschließlich um Kompetenz und Akribie. Er wusste, nur neue Ideen brachten die Wissenschaft nach vorne. Das unachgiebige Festhalten am Alten führte in letzter Konsequenz zu Stillstand und Langeweile. Allerdings erwartete er korrekte Analysen und Beweisführungen. Schnellschüsse aus der Hüfte zerlegte er in Lichtgeschwindigkeit. Niemand musste ihm erklären, dass nicht jede gute Idee von ihm kommen konnte. Was ihn besonders auszeichnete: Es kam ihm nie in den Sinn, seine Studenten zu bestehlen. Bei seinen eigenen wissenschaftlichen Bemühungen verzichtete er gänzlich auf fremde Kreativität. Der Einzige, den er gelegentlich um Rat fragte, war sein ehemaliger Ordinarius, dem er gewaltige Wertschätzung entgegenbrachte, der ihn in früheren Jahren gefördert und gefordert hatte. Er hatte damals manche seiner gewagten Gedankenkonstrukte unterstützt, selbst wenn sie im Nachhinein nicht zu halten waren.

Diese Form des Umgangs mit der Kreativität anderer hatte er beibehalten und weiterentwickelt. Das machte ihn in der Studentenschaft nachgerade beliebt und populär. Man riss sich darum, an seinen Veranstaltungen teilnehmen zu dürfen, suchte seine Nähe. Er galt als Kunsthistoriker mittlerweile auch international als Koryphäe auf dem Gebiet der klassischen Moderne. Sein Rat war nicht nur beim hoffnungsfrohen Nachwuchs gefragt. Er hatte damit insbesondere den Respekt seines Vorgängers, Professor Bardenhagen, gefunden, der vor acht Jahren seinen Sessel geräumt und in den verdienten Ruhestand getreten war. Der Mann hatte einen langen Schatten geworfen, hinter dem er sich heute nicht mehr verstecken musste.

Obal saß in einem kargen, zweckmäßig eingerichteten Büro. Es wäre wohl kaum jemandem eingefallen, dass in diesen Räumlichkeiten ein Sachverständiger saß, der zuweilen Urteile über Millionenwerte abgab. Egal, wie renommiert man war, der Platz im Philosophenturm der Hamburger Universität war knapp. Das störte ihn nicht wirklich. Wissenschaftliche Kompetenz spiegelte sich nicht in der Größe von Büroräumen wider. In Harvard saßen Nobelpreisträger in Minibüros, bei denen der Tierschutz eingeschritten wäre, verwendete man sie als Hundehütte. Er setzte seine Lesebrille ab und rieb sich die Augen. Anschließend erhob er sich von seinem Sitz und trat ans Fenster. Der Campus

war wie leer gefegt. Die diskutierenden Studentengruppen hatten sich verzogen. Niemand eilte mehr zu den Gebäuden, um seine Vorlesung zu erreichen. Das Audimax konnte er nur erahnen. Dunkel lag das muschelförmige Gebäude vor ihm. An diesem Abend fand keine Veranstaltung statt. Die Zeiten der heißen politischen Veranstaltungen gehörten längst der Vergangenheit an. Wann gab es eigentlich den letzten längeren Demonstrationszug? Er sehnte sich nicht danach, aber inzwischen begann das universitäre Leben langweilig zu werden. Nach wie vor war er mit seinen Gedanken ganz woanders. Erleichtert reagierte er auf das Läuten seines Handys. So konnte er wenigstens das ungeliebte Tun für eine Weile unterbrechen. Die weibliche Anruferin hielt sich nicht lange mit Begrüßungsfloskeln auf. Ihre Stimme klang gehetzt. Mit gerunzelter Stirn hörte er ihr zu.

»Ich habe deine SMS nicht verstanden. Was meinst du damit, dass wir den Kunstmarkt falsch einschätzen? Bislang hielt ich zumindest dich für einen ausgewiesenen Kenner der Materie. Und ein wenig Ahnung behaupte ich, ebenfalls zu haben.«

Aufgeregt sprudelte es aus ihm heraus. Er redete in barschem Ton auf sie ein, äußerst verärgert über ihre Reaktion. »Rebecca, hörst du denn keine Nachrichten oder wirfst einen Blick ins Internet? Fängst du jetzt auch noch mit dümmlichen Modejournalen und Illustrierten an?«

Sie unterließ es, auf seine Vorwürfe einzugehen. Dazu kannte sie ihn zu gut. Obal dachte schnell. Jeder, der nicht folgen konnte, bekam erst einmal sein Fett weg. Da war er gnadenlos und nahm auf niemanden Rücksicht.

»Ich verstehe deine Kritik nicht«, versuchte sie zu retten, was zu retten war. »Klar habe ich mir heute schon die Nachrichten angehört. Die Welt steht noch. Größere Kriege sind nicht ausgebrochen, die Politik ist unfähig wie immer. Ergo hat sich gegenüber gestern nichts nennenswert verändert. Also worauf willst du hinaus?«

»Na, die Versteigerung bei Sotheby's in New York. Munch, der Schrei, zum Vierten.«

»Ach du meinst den Rekordpreis von 120 Millionen Dollar. Das ist 'ne ganze Zeit her. Davon spricht kein Mensch mehr. Natürlich habe ich das mitbekommen. Ja, das war schon spekta-

kulär. Aber inwieweit haben wir damit zu tun? Oder arbeitet ihr gerade am Schrei, zum Fünften?»

»Streng deinen Kopf an, Dummchen! Denk an unsere Geschäfte! Bisher haben wir uns nur mit Kleinkram abgegeben. In dem Pott, um den wir spielen könnten, ist sehr viel mehr drin, als man uns weismachen will. Da kenne ich mich aus.«

Ihrer Reaktion war anzumerken, dass ihr Gesprächspartner sie nicht vollends überzeugte. »Wir kommen doch gut zurecht, leisten uns Sachen, von denen wir früher allenfalls geträumt haben. Wir können uns wahrlich nicht beschweren.«

Sein Ton wurde um Nuancen bissiger. »Begreifst du es denn nicht? Ein großer Coup und wir sind durch bis ans Ende unserer Tage.«

»Kapiert. Woran denkst du denn?«

»Was hältst du von einem van Gogh?«

»Ein neuer van Gogh auf dem Markt? Du beliebst zu scherzen. Damit füllen wir alle Gazetten. Das bringen die in der Tageschau und in allen nur denkbaren Magazinen. Darüber wirst du selbst in der Financial Times lesen können.«

Sie spürte, wie er am anderen Ende die Luft scharf durch die Nase sog. Ganz offensichtlich hatte sie die falsche Taste gedrückt.

»Du hörst mittendrin auf zu denken. Deine Bedenken sind bedeutungslos, weil wir es anders anstellen werden. Van Gogh hat in seinem letzten Lebensabschnitt wie ein Besessener gemalt, gelegentlich zwei Bilder am Tag. Mit Sicherheit liegen irgendwo Gemälde von ihm herum, von denen der aktuelle Besitzer bis heute nicht weiß, wer sie geschaffen hat, welchen Wert sie repräsentieren. Also haben wir schon mal ein Stück Historie für das Kunstwerk.«

»Willst du es etwa auf eine Versteigerung ankommen lassen?«

»Bist du des Wahnsinns? Nein, wir picken uns einen dieser reichen Fanatiker heraus, zu dessen Glück nur ein van Gogh fehlt. Wir bauschen die Geschichte ein wenig auf. Etwa um den Aspekt, dass der bisherige Eigentümer des Bildes Regressansprüche an den Verkäufer stellen könnte, gelangte der Kauf an die Öffentlichkeit.«

»Wird er seine Erwerbung nicht anderen zeigen wollen?«

»Soll er. Wichtig ist, er macht sein Schnäppchen für, sagen wir mal, 30 oder 40 Millionen, ohne Rechnung, ohne Quittung.«

»Bist du jetzt übergeschnappt? Wer hat so viel Geld rumliegen?«

»Da gibt es genügend Leute, für die das gerade mal ein Taschengeld ist. Wir sorgen dafür, dass er das Meisterwerk in ein verdunkeltes Zimmer hängt. Gelegentlich zeigt er es einigen Freunden, gibt damit an und hält ansonsten die Schnauze. Da wird mir sicherlich der richtige Name einfallen. Ginge er damit an die Öffentlichkeit, müsste er vermutlich der Steuerfahndung eine Menge erzählen.«

»Und unsere Partner? Was werden die dazu sagen?«

»Behandeln die uns etwa großzügig? Nein! Die können mich mal! Die speisen uns mit schlappen 10 Prozent ab. Wer weiß, wovon? Der Künstler bekommt ein Almosen. Der ganze Rest bleibt bei denen. Die machen den großen Reibach. Trotzdem geben sie sich mit Kleingeld zufrieden. Diesmal langen wir kräftig hin. Verstehst du, es geht um Millionen, allein für uns!«

Sie klang immer noch nicht überzeugt. »Ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist. Stell dir vor, das kommt raus.«

»Das wäre schon jetzt eine gewaltige Katastrophe für uns.«

»Da hast du auch wieder recht. Wie willst du vorgehen?«

»Ganz einfach, ich werde Herrn Vogelsang, unseren Künstler, aufsuchen. Mal sehen, wie der zu meiner Idee steht.«

»Pass bloß auf, du weißt, er trinkt gern einen über den Durst. Wenn der anfängt, sich über unsere Geschäfte in seiner Stammkneipe aufzuplustern, bekommen wir erst recht Probleme. Und ich meine nicht das Finanzamt oder den Uni-Präsidenten. Unsere Partner machen mir nach wie vor Angst, wenn die von dem Deal erfahren. Hinter denen stecken meiner Meinung nach mafiöse Strukturen.«

»Wo ist das Problem? Vogelsang säuft nur zu Hause oder in seiner Stammkneipe an der Ecke. Für sein Gesabbel interessiert sich garantiert kein Mensch.«

»Und wenn er einen Kollegen trifft und sich aufspielt? Mit zwei Promille ist alles möglich.«

»Stimmt schon. Ich nehme ihn mir ordentlich zur Brust. Das kriege ich gebacken. Man muss den nicht körperlich bedrohen. Der ist auf der Suche nach einer besseren Zukunft. Der hat seinen jetzigen Zustand satt. Glaub mir, wenn er über ein Haus an der Elbe nachdenkt, meint er nicht Veddel. Und unsere Partner,

wer sollte die über unser kleines Nebengeschäft informieren? Du nicht, ich nicht, Vogelsang erst recht nicht.«

Wirklich überzeugt klang sie nicht. »Also wohl ist mir bei der Sache nicht. Bitte brich nichts übers Knie. Bedenke die Risiken, die du eingehst.«

»Es geht hierbei um ein langfristiges Projekt. Wir müssen ein Motiv fürs Bild finden, das passen könnte. Unser Künstler muss die Farben und Leinwände organisieren. Wir müssen uns nach einem Käufer umsehen. Und wir brauchen einen weiteren Sachverständigen, am besten aus Amsterdam. Aber da kenne ich mich aus.«

»Sicher, trotzdem ...«

Er ließ sie nicht ausreden. »Überleg selbst, wenn das Ding gelaufen ist, lassen wir uns für ein Semester beurlauben und schauen uns die Welt an. Ägypten, Indien, Myanmar und zwar first class. 'n geiles Boot in Miami. Wolltest du nicht schon immer mal in die Welt der Reichen schnuppern? Bald hast du die Gelegenheit dazu.«

Damit hatte er sie offensichtlich vollends überredet. Ihr Widerspruch schmolz dahin wie ein Eisberg im offenen Meer. Rebecca liebte weite Reisen. Für einen Trip einmal um die Welt würde sie vermutlich alles hergeben, was ihr lieb und wert war. Selbst ihn. Nach dem Gespräch war ihm wohler. Er hatte seiner Freundin nicht die volle Wahrheit mitgeteilt. Das Bild war von ihm längst in Auftrag gegeben worden. Der Maler war euphorisch auf seine Idee eingestiegen und hatte wie besessen losgelegt. Begeistert klatschte er in die Hände. Sie würden absahnen wie nie zuvor in ihrem Leben. Er atmete ruhig ein und aus und versuchte seinen Adrenalinhaushalt wieder in den Griff zu bekommen. Noch war Normalgeschäft angesagt. Unabhängig von allen privaten Interessen brauchte er Rebecca. Sie ging wie keine zweite mit Geld um. Sie wusch es tatsächlich wie ein Mafioso, verfügte über Bankkontakte, von denen er nicht einmal wusste, dass es sie gab. Trotz aller materiellen Orientierung war er kein Ökonom. Aber seine Freundin war es. Sie kannte sich aus mit internationalen Geldströmen.

Diese drückte derweil die rote Taste auf ihrem Handy. Bislang reichte es bei ihr zu einer Risikobetrachtung. Die finanziellen Potenziale rückten erst jetzt vor ihr geistiges Auge. Funktionierte

der Plan ihres Freundes, gab es bis ans Ende ihres Lebens keine materiellen Engpässe mehr. Und er hatte recht. In den Regalen des Lebens konnten sie danach beruhigt in Augenhöhe zugreifen. Es gab kein Bücken mehr nach dem günstigeren Angebot. Interkontinentalflüge fanden nur noch auf Liegesitzen statt. Seufzend fuhr sie sich durchs kurze dunkle Haar. War ihre Meinung eigentlich gefragt? Malte tat eh, was er für richtig hielt. Und bisher fuhr sie auf seinem Trittbrett recht ordentlich mit. Ihre Beziehung war stärker von rationalen Motiven bestimmt als durch emotionales Miteinander. Sie verstanden sich gut. Trotzdem lebte jeder nebenbei sein eigenes Leben. Unter Garantie würde er nicht irgendwann der Vater ihrer Kinder werden, obwohl sie sich im Bett recht gut verstanden.

Diesmal vertiefte sich der Professor in die Unterlage, die vor ihm lag und beschäftigte sich damit konstruktiv kritisch. Zufrieden schnalzte er mit der Zunge wie nach einem Schluck Wein. Der Aufsatz war seine Mühe wert. Nach einer guten Stunde griff er zufrieden zum Telefon.

»Hallo Frau Christansen, ich habe Ihren Artikel gelesen. Ihre Thesen sind zwar zum Teil recht gewagt, aber Ihre Ableitungen sind unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten durchaus vertretbar. Grundsätzlich können wir die Thematik auch für Ihre Masterarbeit verwenden.«

Am anderen Ende der Leitung saß eine 23-jährige Studentin, die in den folgenden Tagen Probleme bekommen würde, wieder von Wolke sieben herabzusteigen. Ihrem Professor ging es ebenfalls gut. Er hatte Träume, die so gar nicht zu dem Idealbild eines verklärten Wissenschaftlers passten. Sie waren handfest. Deren Erfüllung schien zum Greifen nah. Er wusste, wen er in Amsterdam kontaktieren könnte. Ab einer bestimmten Summe brachen garantiert auch dessen Dämme der Redlichkeit. Außerdem kannte er das bevorzugte Hobby dieser Person: hübsche, junge Studentinnen. Grinsend zog Obal eine Schublade auf und griff nach einem Umschlag. Die Fotos darin waren von bester Qualität. Auf dem Chip gab es sogar bewegte Bilder. Im Handyzeitalter verfügte jeder junge Mensch über eine Möglichkeit zu fotografieren. Es hatte schon seine Vorteile, wenn man seine Kontakte zum akademischen Nachwuchs pflegte. Er wollte diese

Karte nur ziehen, wenn nichts anderes griff. Im eigentlichen Sinne fühlte er sich nicht als Erpresser. Mit spitzen Fingern griff er abermals in den Umschlag und hielt einen USB-Stick in Händen. Seine Miene verfinsterte sich. Darüber würde er noch reden müssen. Er beförderte das gesamte Material wieder in seine Schreibtischschublade. Momentan durfte er sich nicht mit unbedeutenden Kleinigkeiten belasten. Er erhob sich und ging ans Fenster. Obals Büro lag im siebten Stock des Philosophenturms und nun dachte er darüber nach, ob er sich an diesem Wochenende die Schiffsparade zum Hafengeburtstag ansehen wollte. Sah er zum Himmel, war er unsicher, ob es ein guter Gedanke war, sich mit anderen hunderttausend Besuchern dem Wind und Regen auszusetzen. Dieser Mai hatte sich nach erfreulichen Anfängen entschieden, in der Maske des Aprils zu erscheinen. Die wenigen schönen Tage gehörten längst der Vergangenheit an. Das bedeutete im Zweifelsfall nasse Füße und eine schlechte Sicht auf die Ereignisse, die sich auf dem Wasser abspielen würden. Auf NDR 3 konnte er die schönsten Bilder frei Haus geliefert betrachten. Besser, er verbrachte mit Rebecca einen Abend mit einer Flasche Rotwein und Sex. Sie wollten sich in einer Stunde in seiner Wohnung treffen. Fragte sich nur, ob sie nicht eine andere Idee hatte, ihre Freizeit zu verbringen. Diesmal lachte ihm das Glück, in genau umgekehrter Reihenfolge. Die Aussicht auf die große Reise schien sie nachhaltig zu motivieren. Es wurde ein anregender Abend. Allerdings bekamen sie nicht viel von dem Hafengeburtstag mit. Damit konnten beide leben. Hafengeburtstage wurden alle Jahre wieder gefeiert.

